

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

ROBERT FAESI ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG

In Zollikon, hoch an einer Halde, steht sein Haus mit der weiten Aussicht.

«Aufglänzt durch windgewiegt Zweige Treiben
Seebau und Sonnengold und ferner Silberschein.
Und Haus und Rebe, Welle, Wolke, weiter Wind sind mein»...

Der Blick schweift über die helle Seebreite zu C. F. Meyers Kilchberg hinüber und weiter seeaufwärts gegen die Berghäupter der inneren Schweiz; seeabwärts breitet sich nahe das Häusergewimmel der «Stadt der Jugend und der Hoffnung», wie Ricarda Huch das weltoffene, moussierende, zukunfts-freudige Zürich genannt hat. Auf einem Uebergang steht das Haus dieses Freundes der Beheimatung in mancherlei Welten, an einer Stelle, wo Land und Stadt ineinander übergehen, und wenn wir uns recht erinnern, hat er vor Jahren einmal in einem Aufsatz Stellen solcher Art in den Rang von geistigen Orten überhaupt erhoben und sie dem Menschen der Gegenwart als ideale Wohnsitze gepriesen, wo Landnähe und Stadtnähe. Nähe zum Zeit-losen und Nähe zur Zeit sich vereinen.

Auch sein dichterisches Werk ist eine Stätte der Begegnungen der Welten, heimischer mit fremden, glücklicher mit leidenden, gegenwärtiger mit vergangenen, und der Autor weiß, daß das eine Nachbarreich ärmer wäre ohne die Werte des andern. Durch seinen frühen, mitten im Ersten Weltkrieg entstandenen Versband «Aus der Brandung» läuft die Schicksalsgrenze zwischen Krieg und Frieden, zwischen dem verwüsteten Europa und der verschonten Schweiz. Faesi gehörte zusammen mit Stamm, Steffen, Moeschlin und andern zu jenen Erneuerern unseres Schrifttums, welche die Grenzen zum verheerten Europa hin auftaten, weil in ihrem engen Land die Kräfte zur Bewältigung des Lebens in einer Größe fordernden Zukunft zu verkümmern drohten. «Glück, bist du Schuld?», «Bist Du im Leichten, Gott — bist Du im Schweren?», «Bist du, mein Volk, so groß wie deine Berge?» — das waren Fragen, die der junge Dichter aufwühlend gewissermaßen von Europa her über die Grenze an das schweizerische Gewissen stellte, tief beunruhigt durch das große Warum, das undurchdringlich über Verschonten und nicht Verschonten schwelte.

Er, der in geistigen Bereichen diesseits und jenseits der Landesgrenzen Heimische, hat aus dem schweizerischen Bezirk Gestalten ins Buch geholt wie jenen Füsilier Wipf und seinen Kameraden Leu, in denen sich alles, was nicht Galonen trug in der schweizerischen Armee, wiedererkannte, und mit der gleichen sicheren Hand hat er in der Romantrilogie über das Zürich des 18. Jahrhunderts (Die Stadt der Väter, Die Stadt der Freiheit, Die Stadt des Friedens) einen Goethe oder Figuren aus Gesellschaft und Volk Frankreichs hingestellt. Und öffnen wir sein Buch der Huldigungen «Heimat und Genius», so finden wir wiederum, daß Grenzen sich auftun und eines geistvollen Hausherrn Courtoisie von Geßner bis Spitteler die Namhaften der Heimat, mit Goethe und Hauptmann aber auch das Nachbarland an seine Tafel geladen hat. Sie werden uns vorgestellt von einem Kenner, der es liebt, Schweizerisches mit fremden Augen und Fremdes mit schweizerischen zu be-

trachten. Seine Menschlichkeit ist ohne Enge, und überdies freut man sich zu sehen, wie, wiederum hinüber und herüber über eine Grenze, der Dichter in ihm dem Gelehrten die Kunst des gepflegten Wortes, der lebendigen Einfühlung lehrt und der Gelehrte dem Dichter den Reichtum seiner historischen Bildung. Wir kennen der Mesalliancen zwischen beiden genug — auch auf Kathedern — und besonders jene Fälle, wo es weder mit dem Dichter noch mit dem Gelehrten zum besten bestellt ist; hier aber ist einmal die Verbindung harmonisch gelungen, von einem sensiblen Gewissen sauber regiert, und wie sie der Kunst des wissenschaftlichen Porträts, welche die Stärke des Germanisten Faesi ist, zustatten kommt, das zeigt schön sein Buch über Carl Spitteler. Ist es ein Zufall, daß der Mann, welcher als Dichter Novellen und Romane und Gedichte von Rang und Dramen von der Kraft jenes unvergessenen «Opferspiels» von 1925 schuf — daß er als Germanist dem Dramatiker Paul Ernst, dem Lyriker Rilke und den großen Schweizer Erzählern gleichermaßen gerecht zu werden vermochte?

Wer mit Formen und Inhalten seines Schaffens ein so weit gespanntes Gebiet erfüllt, der muß aus reicher menschlicher Substanz schaffen; wer einen so freien, so viel Welt Raum biedenden Bau errichtet, der muß um tiefe und breite Fundamente bemüht gewesen sein. Etwas davon läßt sich ermessen, wenn man den Gedichtband «Der brennende Busch» (1926) liest. Da wird beherzt das Sein auch in seiner qualvollen Widersprüchlichkeit durcherlebt, da klagt die Sehnsucht nach Nähe *und* nach Ferne, nach Vollendung *und* Unendlichkeit, und das gepeinigte Gemüt findet erst Besänftigung über letzte Grenzen hinweg, in einer gehaunten jenseitigen Einheit, auf die alles Zerrissene heimdeutet. «Denn in fernsten Sphären / Sind sie eines, ewiglich.» Das letzte Wort hat bei Faesi nicht das Chaos, sondern die große Ordnung und das Bergende.

«Aus den guten großen Dingen
Atmet tief Gelassenheit.»

Hier ist sie mit hochgemuter Heiterkeit gepaart. Humor und Schalk und Freude am Verspielten beleben schon das früheste Werk, die «Zürcher Idylle» von 1908, und in späteren treten sie immer wieder zutage. Das Anmutigste, was über den bukolisch heiteren Salomon Geßner gesagt wurde, kann man in Faesis Festrede auf den 200. Geburtstag dieses mozartischen Geistes im Kleinformat lesen. Und von seiten des Redners ist bei allem Abstand die Zustimmung alles andere als eine oberflächliche. «Sein Porträt, nach dem Graffschen Gemälde in meiner Familie vererbt, hängt seit einem Jahrzehnt in meinem Studio, und ich bin in der Lage, zu versichern, er ist kein einschüchternder, er ist ein höchst vergnüglicher Stubengenosse . . . „Wohltuend“ ist das Wort, mit dem übereinstimmend die Wirkung seines Wesens bezeichnet wird.» Etwas vom Erbe des Geßnerschen Jahrhunderts ist in Faesis Kräften lebendig, nicht zuletzt in jener Kultur der Geselligkeit, die in seinem Haus im Kreis von Gästen aus aller Welt gepflegt wird und wobei so gar nichts zu spüren ist von jenem «mangelnden Talent fürs Gesellschaftliche», das dieser Zürcher beim Zürcher paradoxalemente vermißt.

Und so wären wir wieder bei den Penaten in Zollikon angelangt. Es werden in diesen Wochen vor und nach des Hausherrn siebzigstem Geburtstag die Grüße von allen Seiten ins Haus an der Halde strömen. Wir fügen den unsrigen dankbar hinzu. Möge der «Theokrit des Rokoko», der da in seinem Rahmen «von der Glatze bis zum Doppelkinn glänzt von Bonhomie und Behagen», noch viele Jahre in der Stube vor sich einen Zürcher unseres Jahrhunderts am glückhaften schöpferischen Werk erblicken! Albert Bettex

Daß das beste Buch der biographischen Rilke-Literatur, die Darstellung der Schweizer Jahre von *J. R. von Salis* in dritter neu bearbeiteter Auflage, mit zehn Bildern und einem Faksimile, wieder vorliegt (Verlag Huber & Co., Frauenfeld), wird auch früheren Lesern ein willkommener Anlaß sein, sich vom Ariadnefaden des Erzählers durch die letzten sieben Jahre Rilkes führen zu lassen, um zuletzt erschüttert am rückwärtigen Ausgang dieses Labyrinths herauszukommen, auf dem Friedhof von Raron, mit der Aussicht auf das Walliser Tal, dessen herbe Berglinien den orphischen Sonetten eine hellenische Frühe eingezeichnet haben. Das bedeutete also Rilkes frohe Ankunft in Zürich im Sommer 1919! Nach den deprimierenden Münchener Jahren das Glück der Bahnhofstraße, auf der er mit allen Sinnen die Reflexe und die Produkte der französischen Menschlichkeit in sich aufnimmt: Parfüms, Bücher, Bilder, Namen — bis schon nach wenigen Wochen Trauer und Ratlosigkeit mit ihrem monotonen Wellenschlag das Gestade seiner Seele bespülen.

Rilke hatte bei der Ankunft zweierlei in sich: den Tod «wie die Frucht den Kern» (Malte), aber auch die wachsende Frucht der Elegien, deren Werden er fühlte, aber nicht wußte, die er zwar besaß, aber noch nicht hatte, in diesem merkwürdigen Lebensprovisorium zwischen Reife und Entfaltung, das er zunächst überstehen mußte, so daß die Frage des Wie? alles, daher auch die Lebensgeschichte von Salis, dominiert. Denn waren die drei Jahre überstanden, so folgten vier weitere eines neuen Daseins und Dichtens am Rande des Abgrunds, der, bevor er sich enthüllte, der errungenen Höhe einer klaren Heiterkeit, einer neuen Lebensobjektivität glich, noch ohne das Düstere zu verraten, das immer drohender aufstieg und die ganze Existenz verstrickte, überwältigte.

In diesen sieben Jahren entwickelte sich eine unerwartete «géographie humaine» der Schweiz. Das unbeschriebene Blatt einer neuen Landkarte bedeckte sich mit der Lineatur und Nomenklatur einer geistigen Landschaft, die es ohne Rilke nicht geben konnte, die von ihm, ohne daß er sie sah, unablässig gewoben wurde; denn er brauchte Jahre, um hier innerlich heimisch zu werden, er, der sich so schnell an Rußland, Dänemark, Worpswede, Paris, Italien, Spanien assimilierte. Rilke mußte sich erst ein Seelenklima schaffen, und wer sonst konnte es ihm geben als die Menschen, die er um sich sammelte, die er, wenn es Frauen waren, einfach überall aufzulesen die Gabe hatte. Aus dem Humus, den er über die Schweiz verstreute, ging ein Geschlecht von Menschen und Namen hervor, sammelte sich um ihn, wurde zu einer Struktur menschlicher und geistiger oder bloß gesellschaftlicher Sinnbilder, dichterischer Evokationen, die vielfach geographisch determinierbar sind. Wie vieles wäre ohne Rilke ein unerlöster Same, ein nie genannter Name, eine erstarrte Potenz geblieben! Es ist gewiß nicht der einzige Fall, daß ein menschlicher Zustrom von außerhalb so befruchtend, steigernd, man kann auch sagen erlösend und verewigend auf die Schweiz gewirkt hat. Kenner ihrer Geschichte halten gewiß noch andere, folgenreichere Beispiele solcher Kontakte bereit. Wie viele Familien in der Schweiz, wie viele Menschen in der Schweiz durch Rilke, in seinem Wortgebrauch «wirklich» geworden sind, erlebt der Leser von Salis in jedem Kapitel seiner Biographie. Da sind die Freunde, Berater und Helfer: die Reinhart, Wunderly, Ziegler, Salis, Burckhardts, Regina Ullmann, Pfarrer Zimmermann, Dr. Haemmerli-Schindler; da sind die Fremden, die in der Schweiz Rilke nahekamen oder -blieben: die Busoni, Jaloux, Jouve, Nölke, Dobrzensky, die Künstler des

Landes, die sein bewunderndes Urteil der Mit- und Nachwelt versichert hat: Spitteler und Ramuz; die Besucher: die Kippenbergs Taxis; seine Deuter und Interpreten: Faesi, Korrodi, Robert de Traz. Jeder erhält auf dieser neuen Landkarte ein topographisches Zeichen, das seiner Bedeutung für die Rilke-Schweiz entspricht und in einigen Fällen nur durch sie besteht.

Salis gibt mit nobler Differenzierung die Valeurs aller Personen dieses Rilke-Romans wieder, der wie ein selbstgedichtetes Leben vorüberzieht. Jede mitwirkende Person hatte eine Funktion in einem Lebenskreise Rilkes oder in mehreren, und Rilke, der ein altösterreichischer Hofmann in Fragen gesellschaftlicher Diplomatie war, hielt sorgfältig die Sphären der Menschen getrennt, deren unsichtbarer Unendlichkeitspunkt — eben Rilke — nicht in aller Leben die gleiche Gravitation hatte, so daß es nur verwirrend, enttäuschend geworden wäre, getrennte, nur in ihm koinzidierende Schicksale zusammenzubringen. Salis gibt das Verbindende dieser unabhängig voneinander tätigen Freundschaften in vielen Hunderten von Briefzitaten wieder, aus denen sich ein minutioses Abbild der schweren und fruchtbaren Jahre ergibt, das heißt aber auch der Menschen, von denen Rilke durch sie hindurchgeführt wurde, indem er sie mit sich nahm. Sie alle waren um sein Wohl und Wehe besorgt, leisteten selbstlose Hilfe, es zu steigern respektive zu lindern, empfanden seine nie abreißenden Ansprüche, auf Mäzenart, Leistung oder Entfernung, als Auszeichnung; denn in jedem Falle waren die Geber die Begabten. Durch ihn wurden sie in seine Geistesart hineingezogen, sie waren aber auch der Anlage nach Exponenten jener neuen Gesittung, Fühlung, gesellschaftlicher Lebensweise, die mit dem Jugendstil aufkam, den weder Rilke noch George je ganz überwunden haben. Ein neues Mittlertum zwischen Himmel und Erde, zwischen Aristokratie und Wissenschaft, Besitzbürgertum und Bohème, Neurose und Mystik bildeten die Voraussetzungen und die Ergebnisse des neuen Lebensstils, der um etwas unendlich Wahres rang, aber auch Floskeln der Unwahrheit, Uebertreibung, Egozität und Selbstscheu nicht vermeiden konnte. Rilke hatte die Redeseligkeit, ja die Geschwätzigkeit des Neurotikers und des «Schützen», und sein Bedürfnis zu verströmen machte ihn zu einem der fruchtbaren Autoren des epistolaren Menschentums. Aber damit war auch das hohe Bedürfnis verbunden, jedem Fernen, der zu ihm kam, zum Nahen, zum Nächsten zu werden — nur sollte es der andere ihm nicht sein wollen. Er, selbst immer samariterbedürftig, war in hohem Maße Samariter. Er spürte überall die Gemeinsamkeit der Nöte, scheute nicht davor zurück, sein Bestes irgendwem hinzugeben und dadurch aus jedem, der zunächst nur eine neue Adresse war, eine Individualität zu formen, eine Sendung in ihn zu pflanzen. Wie viele menschliche Möglichkeiten die Schweiz enthält, birgt, verbirgt, hatte Rilke nicht vorausgesehen, als er herkam und sich ihre Berge spöttisch, so von oben, von seinem Oben, anschauten; aber er fand sie hier, formte sie, und als er starb, hatte er Saat und Frucht für ein Jahrhundert hinterlassen.

Historiker, Seelendeuter, literarischer Analytiker von großer Belesenheit, gewährt Salis dem Rilke-Leser schließlich das nicht gewöhnliche Gleichgewicht zwischen Bewunderung und Objektivität seiner Darstellung. Ohne je in die Rilke-Weis' der Panegyriker (mit Christus verglichen) zu verfallen, die in die Verse das schwere Wasser ihrer Kommentare pumpen und Rilkes Unnatur noch denaturieren, bleibt Salis doch nichts der auszeichnenden Freundschaft seiner jungen Jahre schuldig, in deren Geist er Rilke ergeben ist, ohne sich dem trennenden Wachstum der dazwischenliegenden Jahrzehnte zu entziehen. Zur Erfassung aller formbildenden Kategorien der Rilke-Welt steuert er Zitate hinzu, die immer auf Wesentliches lenken. Die dritte Auf-

lage hat einiges entfernt, was mir von der Lektüre der früheren in Erinnerung blieb, hat die neue Rilke-Literatur absorbiert, aber die Struktur des Werkes bewahrt, das, aus dem gemeinsamen Erlebnis dieser Jahre entstanden, auch fremde Erlebnisse und Kenntnisse, die sich auf diese Zeit beziehen, in das Grundgefühl eines gemeindehaften Besitzes einbezieht. Die Anmerkungen bringen Ergänzungen, die der Leser des Buches nicht vernachlässigen sollte und die leider in das Register nicht mitaufgenommen sind. Nicht zum erstenmal leide ich unter dem unhandlichen Brauch, die Anmerkungen zu jedem Kapitel frisch bei 1 anzufangen; wie schwer ist es, sie mit dem Text zusammenzubringen!

Bei dem heutigen Stand der Rilke-Forschung hat unsere Kenntnis aber noch kein Ende. So kommentiert Salis (Seite 253) die Kontroverse zwischen Lou Andreas-Salomé und dem Rilke-Archiv, ob Rilke zuletzt oder als «letztes Wort» gesagt habe: Aber die Höllen. Das hat sich, wenn auch nicht als «letztes» Wort, bewahrheitet, denn der Briefwechsel zwischen Rilke und Lou enthält in den letzten Zeilen des letzten Rilke-Briefes vom 13. Dezember das Wort: «Aber. Die Höllen.» Das Material dieses bei Max Niehans erschienenen Briefwechsels mit dem weitaus bedeutendsten Menschen aus Rilkes Lebenskreis wurde von Salis noch nicht verwertet; an neuen Anlässen zu einer kommen- den vierten veränderten Auflage wird es dem gewissenhaften Biographen gewiß nicht fehlen.

Salis beschäftigt sich auch mit den Beziehungen Rilkes zu *Baladine Klossowska*, die in der Schweiz gelebt wurden und zu den stärksten Erschütterungen Rilkes in diesen Jahren gehören. Rilke kannte die Klossowskis — Erich Klossowski war Maler, Kunstschriftsteller und zusammen mit Meier-Graefe im Paris vor 1914 auch Kunsthändler — aus Paris oder Deutschland; aber erst in Genf wurde die Bekanntschaft eine Liebe mit allem Schönen, Schweren, Quälenden und Unlebbaren, das eine Rilke-Liebe charakterisiert. Zusammen mit Baladine entdeckte Rilke Muzot, das ihm die Gefährtin dieser Periode einrichten und führen durfte. Daß Rilkes Einsamkeits- und Reifungsbedürfnis den gemeinsamen Haushalt sprengte, war nicht unerwartet. Dennoch reicht diese Liebe weit in das Werk hinein. Salis spricht sogar von dem großen Anteil, den Baladine am Gelingen der Elegien, an Rilkes Rettung hatte. Kippenbergs und Baladine waren denn auch die ersten, denen Rilke das Ereignis berichtete. Mit Baladine beschloß Rilke, den Zyklus «Les fenêtres» zu dichten, den die Freundin bald nach seinem Tode in Paris mit ihren Illustrationen dem gemeinsamen Plan entsprechend veröffentlichte. Baladine ist übrigens ein Künstlername von Klossowska, den ursprünglichen habe ich vergessen. Sie ist eine Schwester des aus Breslau stammenden Malers Eugen Spiro; auch Erich Klossowski war Deutscher, aber polnischer Herkunft, und da er und seine Frau im ersten Kriege polnisch-ententistisch fühlten, nahm Baladine die slawische Femininendung des Namens an. Als Protestler emigrierten die Klossowskis in die Schweiz, und zweifellos herrschte zwischen ihnen und Rilke 1919 auch in bezug auf Deutschland, eine gewisse politische Uebereinstimmung. Dem entspricht es, daß Rilkes *Lettres françaises à Merlinne 1919—1922* (Aux Editions du Seuil, Paris) sogar mit René gezeichnet sind, dennoch aber in allen Ausbrüchen vulkanischer Leidenschaft und auch bei der Besprechung komplizierter Kunst- und Geistesfragen (zum Beispiel über Klee, Keyserling) naturgemäß des Deutschen sich nicht entschlagen können. Deutsch gibt auch Rilke Rechenschaft über sein Bedürfnis nach einem in sich geschlossenen Raum der Einsamkeit, in dem er um Bereitschaft ringt und in dem «mich keiner anrühren oder erschüttern darf, denn sie ist, wie die Ent-

stehung eines Kristalls, abhängig von den entferntesten Einflüssen, die uns nur erreichen, wenn wir in der Konstellation stehen und unverschoben von Zufall, Willkür, Begier oder Widerstand... Wollen wir denn von unserer Liebe andere Erweisungen und Wohltaten als jene, die auf dem gleichen Gesetze beruhen: wehe der Liebkosung, die den Sternen entgegen ist!» Begier und Leidenschaften empfindet Rilke als Unterbrechungen der passiven Bereitschaft auf das Kommende, während er von der Geliebten einen Beistand zur Einsamkeit fordert: «Ist es denn Eigensinn, wenn ich mir immer wieder einbilde, Du könntest der Schutzengel dieser Bedingungen sein, die doch Deine Liebe so unerschöplich hervorzubringen weiß, solange sie selber an ihren Ergebnissen teilnimmt. Ist es so viel anders das gleiche für den Abwesenden, Stillen, In-sich-Beschäftigten zu tun?»

Gerade in den Briefen an Merline bemerken wir deutlicher als sonst, was jede liebende Frau in gleicher Lage schockieren mußte, ja, was die Liebe selber beleidigt. Rilke forderte räumliche Trennung von der ihn beherrschenden Leidenschaft um einer Einsamkeit willen, die keine war. Denn heißt es einsam oder vielsam sein, wenn man Tausende Briefe schreibt und in einem Wirbel von Beziehungen lebt, leben kann, weil sie eben doch nur Beziehung sind, nicht Einbeziehung in ein Du. Rilke verweist Merlines ironische oder harte Bemerkungen über seine Freunde (Seite 167); sie will nichts mehr von seinen Gästen wissen, von der Besucherserie, hält Briefe an ihn zurück — antwortet auf Einsamkeit mit Einsamkeit (Seite 185.) Das Ganze dieser in viele Wesenheiten reichenden Liebe können wir noch nicht übersehen, sondern warten die vollständige Ausgabe des Briefwechsels ab, die Max Niehans vorbereitet. Heute zeigt schon ein Vergleich der französischen Ausgabe mit dem Briefwerk der Insel, wie sehr es diesem an wissenschaftlicher Genauigkeit noch mangelt. So enthält der unter Nr. 325 abgedruckte Brief nicht nur Varianten, die die Beziehung verschleiern (mon amie statt: ma tendre amie; possession caressante statt: ... et volupteuse), sondern er ist auch falsch datiert und setzt sich aus Stücken von zwei verschiedenen Briefen zusammen. Da Rilkes briefliche Existenz wie die eines jeden Memorialisten auf philologische Korrektheit Anspruch hat, hoffen wir, daß die Periode der Ungenauigkeit mit der eben erschienenen Inselausgabe der Gedichte 1906—1926 beendet ist und der Forschung fortan einwandfreie Dokumentierungen zur Verfügung stehen werden.

Neben dem deutschen *Rilke-Archiv* ist ein schweizerisches bei der *Landesbibliothek in Bern* entstanden. Eine kleine Schrift zur Feier der Eröffnung, mit Beiträgen von Pierre Bourgeois, Paul-Emile Schatzmann, Dieter Bassermann, Jean Gebser und J. R. von Salis (im Verlag Niehans) rechnet die Schweiz zu den sieben Ländern, die sich zwar nicht wie die griechischen Städte um den Geburtsort des Dichters streiten können, aber gemeinsamen Anspruch auf sein geistiges Heimatrecht haben. Neben der Tschechoslowakei und Deutschland sind es Rußland, Frankreich, Italien, Spanien und die Schweiz. Ansätze zu einem Rilke-Archiv waren in der Landesbibliothek schon vorhanden, als *Nanny Wunderly-Volkart*, Rilkes Testamentvollstreckerin, 1951 der Bibliothek ihre Rilke-Sammlung schenkte, sowohl die Dokumente aus Rilkes Nachlaß wie die 420 Briefe, die sie von Rilke erhielt und die bis auf die Zitate, die Salis in seiner Biographie verwenden konnte, unveröffentlicht sind und zunächst bleiben werden. Um diesen Stock sammelten sich Schenkungen von Paul Morisse, Regina Ullmann, Lily Ziegler, Eva Cassirer, der Prinzessin Gagarine, ferner andere Dokumente, Druckschriften, Gegenstände, zeitgeschichtliche Materialien zur Rilke-Forschung, die der Landesbibliothek, wie

Jean Gebsers Ansprache hervorhebt, die Berufung auferlegt, das hier befindliche Vermächtnis Rilkes «vor immer möglicher Entstellung und Verheimlichung — und seien diese auch nur panegyrischer Art —» zu schützen. Diese Worte scheinen gegen die Ankündigung des Vorwortes gerichtet zu sein, lesen wir doch auf Seite 9: «Bevor die Benutzungserlaubnis erteilt wird, hat sich der Benutzer gegenüber der Schweizerischen Landesbibliothek schriftlich zu verpflichten, den Entwurf dem Eidgenössischen Departement des Innern zu unterbreiten, welches prüft, ob in diesen Veröffentlichungen das Material des Archives in einer Weise ausgewertet wird, die des Andenkens an den Dichter würdig ist. Der Benutzer hat sich überdies gegenüber der Schweizerischen Landesbibliothek schriftlich zu verpflichten, diesbezüglichen *Beanstandungen Rechnung zu tragen.*» (Hervorhebungen hinzugefügt.)

Daß ein Archiv Texte sekretiert, ist üblich; und gewiß wird es einschränkende Bedingungen, an die die Stiftungen gebunden sind, gewissenhaft wahren. Aber zum Archiv gehören auch Materialien der Rilke-Forschung, die längst veröffentlicht wurden, zum Beispiel eine Sammlung Zeitungsausschnitte über Rilke. Was das Archiv nicht zeigen darf, kann niemand zu sehen verlangen. Alles, was ohne solche Hypothek zum Archiv gehört, darf keiner Beschränkung unterliegen. Rilke-Forscher werden Bedenken haben, so einen Revers zu unterschreiben, denn ihre auf Berner Archivarbeit beruhenden Publikationen trügen fortan das Wasserzeichen der Zensur. Wer könnte zu ihnen noch Vertrauen haben? Ich glaube nicht, daß die Warnung Gebsers genügt; die Benutzungsbestimmungen müssen auf jede Bevormundung verzichten; könnten sie doch in Versuchung führen, unbequeme Forscher vom Archiv auszuschließen, es also seiner Bestimmung zu entziehen.

Felix Stössinger

AMERIKANISCHE LITERATURGESCHICHTE

Das amerikanische Jahrhundert ist angebrochen. Es soll hier, wo von Literaturgeschichte die Rede ist, nicht über den Verlust der politischen Hege- monie Europas moralisiert werden; vielmehr wollen wir auf etwas Positives hinweisen, das die neue Konstellation der Kräfte mit sich gebracht hat. Die Kluft, welche das geistige und künstlerische Schaffen der beiden abendländischen Kontinente erst jüngst noch getrennt hat, beginnt sich zu schließen. Ganz verschwinden wird sie nie; aber in dem Maße als Amerika in die Rolle der führenden westlichen Weltmacht hineinwächst und die Schwere der geschichtlichen Verantwortung zu spüren beginnt, fühlt es sich unserer Welt näher. Die Tage der bewußten Abkehr von Europa, da auch im künstlerischen Schaffen die amerikanischen Motive überwogen, sowie die Zeit der Nachahmung, die ihr vorangegangen war, und alle mit ihnen verbundenen Gefühle der Minderwertigkeit, Abhängigkeit und des Ressentiments sind vorbei. Sie sind nicht vergessen, doch für einmal abgetan und Teil des Vergangenen geworden, über das man nachdenkend Klarheit gewinnen kann. Der gereifte und weitere Blick verlangt nach Darstellung und Gestaltung. Viele bedeutende Werke der jüngeren amerikanischen Historiographie verdanken dem er- starkten Nationalgefühl einen Teil ihres Impulses. Auch im Bereich der Geistesgeschichte spürt man seit langem einen neuen, mächtigeren Zug. Schon in Parringtons «Main Currents in American Thought» und in Carl von Dorens und Van Vyck Brooks Büchern war er da. Als neueste und repräsentative Literaturgeschichte der USA liegt seit 1948 das dreibändige Werk vor, das unter der Leitung von E. Spiller, Willard Thorp, Thomson H. Johnson und

Henry Seidel Canby von 55 Gelehrten verfaßt worden ist und alle Themen der amerikanischen Literatur voll behandelt und reichste Literaturhinweise enthält.

Angesichts solch imposanter Gruppenleistungen und vieler glänzender Einzelwerke wie F. O. Mathiessens «American Renaissance» (1941) ist es an der Zeit, daß auch wir vom Aufgang des historischen Bewußtseins in den Vereinigten Staaten Kenntnis nehmen. Amerika hat nicht nur Geschichte gemacht, sondern es haben seit geraumer Zeit immer mehr und immer bedeutendere Männer begonnen, amerikanische Geistesgeschichte, und dazu zählen wir die Literaturgeschichte, zu schreiben.

Man tut gut, bei all den Hinweisen auf das neureiche Amerika zu bedenken, wie tief und vielschichtig das Bild ist, das sich jenen andern Amerikanern eröffnet, die nicht nur den weiten, bunten Vordergrund ihrer neuen Welt, sondern die geschichtlichen Perspektiven zu sehen begehrn. Hinter dem heimischen Panorama türmen sich da die herben calvinistischen Höhen und die Hügel der alteuropäischen mediterranen Welt auf, die sieben Hügel Roms, Taygetos und Akropolis und Sinai. Dazu kommen die fernen Höhen Asiens, der Himavant, der in Eliots ödes Land hineinragt, und die buddhistischen Hochebenen, die den pazifischen Ufern Amerikas mindestens ebenso fern sind als uns. Es gibt eine amerikanische Literatur, die ihre Motive ausschließlich aus der obersten Schicht, aus der neuen Welt allein und der Geschichte ihrer Besiedlung zieht. Sie ist bedeutsam genug, auch für uns, und dies mit Recht; sind doch ihre Vorwürfe, die Eroberung eines ganzen Kontinents, die Geburt einer neuen Nation, die Wanderung über riesige Ländereien hinweg von epischer Größe. Aber viele der bedeutendsten Werke der Amerikaner schöpfen aus den tieferen, historischen Schichten und nehmen teil am großen Gespräch über den Ozean hinweg. Amerikanische Geistesgeschichte ist durch zahlreiche kommunizierende Röhren mit der unsrigen verbunden. Philadelphia und Boston sind uns darum im geistigen Raum so nah wie Riga und Königsberg, näher als Lissabon. Wer hinhörcht, hört bei Franklin und bei Hawthorne, bei Emerson und Thoreau, aber auch bei Faulkner, Wolfe und Wilder Variationen uralter abendländischer Themen. Wenn man sich der zwiefachen Erinnerung der Amerikaner bewußt wird, beginnt man, Eliots Bemerkung zu verstehen, daß nur ein Amerikaner ermessen könne, was Europa sei.

Wer bei uns in der Schweiz über die Zusammenhänge der amerikanischen Geistesgeschichte etwas erfahren wollte, war bis vor kurzer Zeit auf die Angaben der Enzyklopädien und auf ausländische Werke angewiesen, auf Walther Fischers Darstellung der amerikanischen Literatur in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft aus dem Jahre 1929 oder auf Régis Michauds um ein Jahr jüngeres Werk, das 1931 in deutscher Uebersetzung erschien. In den wirren dreißiger Jahren und während des Krieges konnte keine Uebersicht mehr entstehen; heute aber wirken jene Werke schon veraltet; denn zu der neuen Literatur, die dort vermerkt steht, ist eine neuere hinzugewachsen, die uns leidenschaftlich interessiert. Das Amerika, das man damals mit André Siegfried eben erst als volljährig akzeptierte, ist in diesen zwanzig Jahren durch Krisen und Wandlungen von welthistorischem Ausmaß aus seiner Isolation endgültig herausgerissen und in die abendländische Führung hineingedrängt worden. Max Silberschmidt hat die politischen und ökonomischen Aspekte dieser entscheidenden Jahre in seinem Werk «Der Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika zur Weltmacht» geschildert; eine Darstellung der literarischen Entfaltung dieser selben Zeit fehlte uns bisher.

Es ist aus allen diesen Gründen hoch erfreulich, daß wir nun zwei Werke schweizerischen Ursprungs nennen können, welche diese große Lücke füllen und einander aufs beste ergänzen. Es sind dies *Henry Lüdekes «Geschichte der amerikanischen Literatur»*, die im vergangenen Herbst im Verlag Francke erschien, und *Heinrich Straumanns «American Literature in the Twentieth Century»*, welche als Band von Hutchinson's University Library im Jahre 1951 im gleichnamigen Verlag in London veröffentlicht wurde. Wir wenden uns zuerst der Darstellung der gesamten Entfaltung der amerikanischen Literatur von ihren Anfängen im 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage zu, wie Lüdeke sie uns gibt.

«Trois forces primordiales: la race, le milieu, le moment.» Taine hat sie seinerzeit am Beispiel der englischen Literatur aufgezeigt. Seither ist für die Erforschung der äußeren Kräfte die Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung als vierte hinzugekommen. Können wir leugnen, daß gerade die amerikanische Welt ein fast unwiderstehliches Versuchsfeld für den Forscher im Geiste Taines darbietet? Ist es überhaupt möglich, eine Geschichte der amerikanischen Literatur zu schreiben, ohne dem Einfluß des amerikanischen Milieus, dem Element der Rasse und Klasse nicht breiten Raum zu geben. Lüdeke hat dies getan, hat, wie er uns selber im Vorwort sagt, eine altmodische, das heißt historisch-positivistische Geschichte der Wandlungen und künstlerischen Entfaltung der Literatur der Vereinigten Staaten geschrieben. Uebersichtskarten zieren das Vorsatzpapier seines Buches; mit einem Hinweis auf den ungewöhnlichen Schauplatz setzt es ein und breitet, nach Räumen und Zeiten geordnet, den schwelenden Stoff dar: die kolonial-puritanischen Anfänge, die großartigen Gründergestalten von Franklin, Jefferson, Paine und Hamilton, die junge Republik mit dem herrlichen Bild von Cooper, die Pflanzer im Süden und ihr seltsamer Gast Poe, die Oratoren, Geschichtsschreiber und Denker der Yankees, und dann, die zweite Hälfte des Buches bis zum Bersten füllend, die Neueren von Lincoln und den Brüdern James ab bis zu Saroyan, McLeish und O'Neill.

Hier ist keine Scheu vor dem Stofflichen. Der beinahe sechshundertseitige, hervorragend klar gedruckte Text, die zwanzigseitige Bibliographie, Namen- und Werkregister sind alle von nahrhaftester Fülle. Lüdeke gibt knappen Bericht über den Inhalt unzähliger Romane; er gibt Bilder der Epochen und der Künstler und schildert amerikanisches Geistesleben, wo immer es zur Eigenart und Fülle gedieh. Für diesen stofflichen Reichtum werden alle Leser dankbar sein, die sich vorerst einmal einfach informieren wollen. Solcher stofflicher Reichtum ist selten in literaturhistorischen Werken unserer Tage, da das beste Bemühen sich auf die Deutung der Texte konzentriert. Seltener noch ist die Darstellung nationaler Literatur als geschichtlicher Ablauf; denn auch diesem legitimen Bemühen steht der moderne Versuch entgegen, im künstlerischen Ausdruck das Zeitlose hervorzuheben. Als historisierendes Panorama ist Lüdekes Werk deshalb unzeitgemäß. Seinem Stoff und Zweck ist es auf seine eigene Weise durchaus adäquat. Darin liegt seine Rechtfertigung.

Das Wertvollste in Lüdekes Werk liegt indessen nicht im historischen Bericht, sondern in den Seiten, die der Persönlichkeit und der Eigenart der Künstler gewidmet sind. In diesen Abschnitten zeigt Lüdeke die ihm eigene Kunst des historischen Porträtmedaillons, das in gedrängt-geschlossenem Rahmen in scharfen Zügen Stil und Eigenart eines Menschen darstellt und zugleich beurteilt. Von Jefferson heißt es da zum Beispiel, er habe geschrieben «wie er baute, in Anwendung der vollen, zuweilen reichen, aber immer mit

Ueberlegung ausbalancierten klassischen Formen» «für die Bedürfnisse eines im Grunde schlichten, bürgerlichen Lebens». Voraussetzung solch scharf ge-
stochener Umrisse ist ein starker Sinn für die individuelle Eigenart, die «Manier» der Künstler, für ihre historische Bedingtheit und Begrenzung, und eine reife kritische Erfahrung und Vertrautheit mit dem Stoff. Auch diese Kunst der präzisen Beurteilung von Künstlerindividualitäten nach ihrer Eigen-
art und Begrenzung wird heute selten mehr so konsequent geübt wie hier; das Gefühl für das Rätselhafte und Bodenlose im Bereich der Seele macht ein letztes oder auch nur vorletztes Urteil unsicherer als je. Darum empfindet man Lüdekes Schlußstriche oft als hart, so wenn er von Poe sagt, er werde unter den Größten seiner Zeiten keinen Platz beanspruchen können, weil ihm das Schicksal die Kraft nicht verliehen habe, sein Erleben in befruchtender Tiefe und Vielfalt zu gestalten. Es ist nicht so sehr die bittere Erkenntnis von Unvollendetem und Unzulänglichem bei Poe, gegen die sich der Leser hier auflehnt, als gegen die Härte und das undifferenziert Mengenmäßige des Urteils. Undankbar wäre es indessen, ob dem einen, vielumstrittenen Poe, über den auch Eliot jüngst den Stab gebrochen hat, die vielen treffenden und eindringlichen Porträtskizzen in Lüdekes Werk zu vergessen. Sie bilden eine Galerie von erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Neben den Schriftstellern — mit den prächtigen Seiten über den männlichen Cooper und feinen Bemerkungen über Herrick und Lafcadio Hearn — stehen, eindrücklich gestaltet, Gelehrte wie der Soziologe Veblen und die Historiker Prescott und Bancroft und der spätere Henry Adams. Hier findet man Kabinettstücke abgerundeter Porträtiierung und eindringlicher Analyse. (Eines davon, das beziehungsreiche und feinsinnige Kapitel über Henry James, ist den Lesern dieser Zeitschrift von einer früheren Nummer her bekannt.) Dieser Neigung und Begabung Lüdekes zur Darstellung des Individuellen verdankt sein Werk auch seine wertvollste Zugabe. Wir meinen die ausgezeichneten Photographien und Porträts berühmter amerikanischer Schriftsteller (darunter Frank Buchsers Bryant), welche der Verfasser mit Sorgfalt und Liebe für die ihm kongeniale Kunst des Porträtmalens ausgewählt hat.

Wenn wir uns schließlich dem Kern des Buches, der Literatur selbst zuwenden, so fällt das gewaltige Ueberwiegen der epischen Form, des Erzählerischen, in einer den Amerikanern eigenen Mischung von wildwüchsiger Unbekümmernheit und qualvoller Reflexion, von Gier und Gewissen und tollkühnem erzählerischen Prahlen auf. Die Mannigfaltigkeit des jungen amerikanischen Romans und die Bedeutung der Kurzgeschichten wird dem Leser in den späteren Kapiteln von Lüdekes Buch deutlich genug. Eine glückliche Bestimmung oder vielmehr das Geburtsrecht des Deutschamerikaners gibt unserem Verfasser besondere Liebe und Einsicht, wo immer vom Erzählerischen die Rede ist. So sind seine Romananalysen immer aufschlußreich und oft faszinierend durch ihre Hinweise auf Raffinements und Probleme der Romankunst. So reich an Namen und Werken ist die zweite Hälfte des Buches, daß man sich oft eine noch strengere Auswahl wünscht. Es sind der Nischen fast zu viele. Der Ton ist ernst und ziemlich trocken. Es fehlen alle spielerischen Formen, Rokoko und Lustspiel fehlen dieser weiten amerikanischen Welt; aber welche unbezähmbare Stofflust, wieviel Eigenart, wieviel Ernst! Er teilt sich auch dem Stil des Buches mit, der oft ermüdet durch allzu große Dichte der Sätze, Einschiebsel, Einschränkungen und Bezüge. Es ist nicht, daß Lüdeke seiner zweiten Muttersprache, des Deutschen, nicht mächtig wäre; er besitzt es im Gegenteil in Fülle, doch stockt der Fluß seiner Sätze unter der schweren Fracht des Stoffes. Wie in großen nationalen Porträtgalerien die

Bilder, so ermüden hier die dicht nebeneinander gedrängten Sätze. Man sehnt sich nach einem Höhenblick über diese Weiten des Romans, diese Welt der Wanderungen, Schicksale und Taten, diese weiten Räume, die den Erzählern die leidenschaftlich heftigen Gesten vor dem riesigen Horizonte geben, die schlagartige Wilde der Kurzgeschichte, die Schwere des Romans, das Prahlerische der sieghaften Täler, die dumpfe Tristheit der Niederlage. Es ist wahrhaftig eine epische Welt voll der Maßlosigkeit der Völkerwanderungszeiten. Lüdeke lässt es einen immer wieder spüren, auch da, wo ihm der letzte, der künstlerisch-stilistische Sieg über seinen gewaltigen Stoff, die Gnade und Frische des gelösten Darstellens, versagt blieb. Die Kühnheit des Unterfangens, drei Jahrhunderte des literarischen Schaffens einer jungen Riesennation von den Anfängen bis zur Gegenwart, das heißt eine Geistesgeschichte der USA zu schaffen, und das Gelingen und Zustandekommen dieses Werkes, das nun die Sammlung Dalp zierte und bereichert, ruft die Meisterleistungen von Bernhard Fehr, von Schücking, Mandl und Walther Fischer in die dankbare Erinnerung zurück. Henry Lüdeke hat sein Werk über das Geisteserbe seiner Heimat seinen schweizerischen Freunden gewidmet, in deren Nähe er seit Jahrzehnten wirkt. Wir nehmen es freudig und dankbar entgegen als selten reifes und hochwillkommenes Gastgeschenk.

Heinrich Straumanns kritischer, ordnender und deutender Ueberblick über die amerikanische Literatur unseres Jahrhunderts steht an Gedrängtheit des Stoffes und Fülle der Informationen dem Werke Lüdekes in keiner Weise nach. Da sich die Werke der Zeitgenossen, insbesondere die uns am leidenschaftlichst interessierenden Jüngeren und Jüngsten, einer historischen Betrachtung entziehen, war hier eine andere Methode geboten. Es lässt sich eine Darstellung nach dem künstlerischen Stilwissen, nach Gattungen, nach Stoffen und Problemen, ja selbst nach Landschaften denken. Alle diese Wege sind schon versucht worden, Straumann hat einen steileren, einen ideologisch-abstrakten Weg gewählt, der den großen Vorteil hat, sofort über Einzelheiten hinaus zur Uebersicht zu führen.

Welch Geistes Kind sind die Werke der Amerikaner unseres Jahrhunderts? Dies ist die Frage, die Straumann an die Literatur im weitesten Sinne stellt. Die Antwort füllt drei der wichtigsten Kapitel des Buches. Im ersten begegnen wir den Pragmatikern und Realisten, die sich dem täglichen Leben zuwenden, Räumer des Augiasstalls, wie Upton Sinclair, der Journalist Lincoln Steffens (über den sich einige sehr gute Stellen finden), Sozialkritiker wie Lewis Sinclair, Naturalisten wie Dreiser.

Diesen kämpferischen Dingkünstlern stellt Straumann zwei andere Gruppen entgegen: die Romantiker der Ursprünge, der Pioniere und des Lokalkolorits einerseits und sodann, im zentralen und spannendsten Teil des Buches, die eigentlich Modernen, denen das Dasein selbst zum Rätsel geworden ist, Faulkner, Hemingway, Scott Fitzgerald, Wolfe und Miller. Zwei Kapitel über die Poeten und die Dramatiker beschließen, wie in Lüdekes Werk, das Buch.

Die bloße Erwähnung der Kapitel gibt indessen keinen Begriff von der eindringlichen Art und dem Scharfsinn, mit der das moderne amerikanische Schrifttum von Straumann durchleuchtet wird. Diese bewähren sich vor allem an den vielumstrittenen und meistgelesenen Meistern Hemingway, Faulkner, Wolfe und Fitzgerald (welch letzteren Lüdeke leider in seinem Buche weglässt, währenddem er Faulkner voll gerecht wird). Straumanns Seiten über Hemingway gehören zum Besten, was über diesen Künstler bis dahin geschrieben worden ist. Den eigentlich Modernen, einem Paul Bowles etwa oder Wolfe und Hemingway wird er in höherem Maße gerecht als Lüdeke, dessen

Liebe und Hingabe vor allem den großen Erzählern gehört, während er dem eleganten modernen Unterhalter Marquand und Künstlern wie William Carlos Williams, Glenway Westcott und Fitzgerald keinen Platz gönnte. Eine große Lücke wird mancher Leser in Straumanns Buch spüren, nämlich das ungeschrieben gebliebene Kapitel über T. S. Eliot. Zugegeben, er ist seit 1927 seinen Papieren nach britischer Untertan, doch ist sein frühes Werk und seine spätere Wirkung aus der amerikanischen Lyrik schwer wegzudenken, und gerade in seinem bewußten Europäertum ist Eliot wie Pound zutiefst Amerikaner.

Ordnung und Klärung sind für den Leser, der sich in einer fremden Literatur zurechtfinden will, die dringendsten Anliegen. Nichts vermag den vielstimmigen Chor ausländischer Zeitgenossen so leicht zu entwirren wie die Frage nach dem geistigen Standort. Straumanns Einführung und Uebersicht bändigt auf 180 Seiten eine verwirrende Fülle auseinanderstrebender Gestalten und Werke. Aber jedes Verfahren hat seine Grenzen. Selbst die schärfste Bestimmung der Blutgruppe sagt nichts aus über den Timbre der Stimme, und so hören wir bei Straumann verhältnismäßig wenig von den künstlerischen Qualitäten der behandelten Werke. Lüdeke andererseits, mit Stoff und Schilderung schwer belastet, findet immer wieder Raum für die Behandlung von Fragen der künstlerischen Form und des Stils. So ergänzen sich die beiden Werke auf glückliche Weise. Lüdekes Liebe gehört den Aelteren, den eigenwilligen Kämpfern, die europäischen Geist und amerikanische Erde, amerikanische Luft ins Wort zu prägen vermochten; Straumann wendet sich den problematischen Naturen unserer Tage zu und bringt uns Wolfe und Hemingway nahe. Wir haben allen Anlaß, für beider Werke dankbar zu sein.

Max Wildi

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Der Philosoph des Risorgimento Vor 110 Jahren erschien das begeistert aufgenommene Werk «Il primato d'Italia» des piemontesischen Abate, Philosophen, Politikers und echten Romantikers Vincenzo Gioberti, der vor hundert Jahren und einigen Monaten, nämlich am 26. Oktober 1852, im Pariser Exil und von der Kirche verdammt gestorben ist. Kein Wunder, daß er mit der Kirche als Platoniker und Augustinianer schließlich in Konflikt geriet; denn Rom hat es noch immer lieber mit Aristoteles und dem heiligen Thomas von Aquino gehalten. Und Scholastiker ist der verschwärmt Gioberti, der es eigentlich stets auf eine coincidentia oppositorum abgesehen hatte, wahrlich nicht gewesen; denn seine Dialektik steht auf schwachen Füßen. Er zog es eher vor, ein ideenbeflügeltes Wesen in seinen Dienst zu zwingen, das dem Pegasos der Dichter zum Verwechseln ähnlich sah. Ein Idealist und Metaphysiker von reinstem Fahrwasser, wurde er den Italienern so etwas wie Fichte, Hegel und Schelling in einer Person, deren inwendiges Format freilich kaum jenen ihm zeitgenössischen Deutschen gleichkommt. Vielleicht ist er da als Südländer der Aufklärung zu nahe und mystischer Religiosität zu fern, der man seit den Tagen der Renaissance am Rande des Mittelmeers nicht mehr so leicht begegnet. Gioberti kommt ja nicht von dem mystischen Erlebnis einer Innenwelt, sondern von der Theologie her, die er mit Fortschritt, Demokratie und Sozialismus zu versöhnen sucht. Es wurde eine Philosophie für das italienische Volk daraus, worin der Papst gewissermaßen als politischer Staatspräsident postuliert wird. Ueber diesen «mit Weih-

wasser angestrichenen Voltairismus» haben sich schon einst Francesco De Sanctis, der große Geschichtsschreiber der italienischen Literatur, und die scharfe toskanische Zunge des satirischen Dichters Giuseppe Giusti lustig gemacht. Sind aber diese Ideen, die gleichzeitig für und gegen den Geist des Risorgimento waren und vor der damals eintretenden Wirklichkeit völlig zusammengebrochen schienen, wirklich ganz und gar abgetanes und vergessenes Hirngespinst? Diese Frage durfte man sich unlängst stellen, als man erfuhr, daß der Papst für den heurigen 1. Mai, der auf einen Freitag fällt, das Fastengebot aufgehoben hat. Das ist wiederum eines und nicht das geringste der Symptome, die nach einer angestrebten Verschmelzung der Kirche mit demokratisch-sozialistischer Politik aussehen. Und Gioberti, der ketzerische Abbe, rückt beinahe zum Rang eines Propheten empor. In seinem Aufsatz «Gioberti metafisico e politico» in «Pagine libere» (5—6) nennt ihn Mario Benvenuti einen mit Bossuet kombinierten Vico. Es konnte nicht fehlen, daß hier wieder einmal Vico in Erscheinung tritt. Dank Croce und den Croceanern ist ja der Napoletaner Giambattista Vico (1668—1744), einst wenig beachtet, zu einer Art Erzvater aller Wissenschaften und aller Ideen deklariert worden, der vor allem als erster die Gesetze der Geschichte erkannt haben soll. Und wenn ein Kopf als bedeutend hinzustellen ist, dann pflegt man in Italien jetzt gern seine geistige Verwandtschaft mit Vico hervorzuheben oder zu konstruieren, je nachdem. Im Unterschied zu dem durch zunehmende Selbsterkenntnis gleichsam werdenden Gott Hegels faßt Gioberti die Geschichte nicht als Werden, sondern als Schöpfung, als den schöpferischen Weg des Menschen zu Gott auf. Das Sein handelt und schafft in ihm. «Ich ersehe mich als existierend... aber ich bin nicht die Fülle des Seins», sagt Gioberti, der stets bemüht war, gegen den statischen Pantheismus Spinozas Stellung zu nehmen. Im Gegensatz zu Cartesius sagt er nicht: «Ich denke, also bin ich», sondern: «Ich bin das Denken», eine Behauptung, die nahe an eine Grundthese des Anthroposophen Steiner herankommt. Jedenfalls glaubte dieser eigenwillige Priester, der sogar einmal piemontesischer Ministerpräsident gewesen ist, als ein italienischer Neuguelle in der Gefolgschaft des Frate Campanella und sogar des Dichters Dante Alighieri vom rechten ghibellinischen Flügel der Parte Guelfa, an die Verwirklichung der Idee, der Humanität, der Bildung in der Geschichte, hierin ein entschiedener Gegner der selbstherrlichen Politiklehre des Florentiners Machiavelli und ein Gesinnungsgenosse Fichtes. Gioberti dachte an nichts anderes als den Primat der italienischen Supernation über das Abendland unter dem Priesterkönigtum des Heiligen Vaters in Rom. Die große Vergangenheit Roms und die geistigen Prärogativen der Kirche schienen ihm eine solche führende Ausnahmestellung Italiens zu begründen und zu rechtfertigen. Nationale Verstiegenheit? Wie man's nimmt. Gioberti dachte gewiß an alles andere als eine Unterjochung der anderen Völker durch Italien mittelst politischen und geistigen Terrors. Er war ohnehin zu geistig, als daß er geistigen Terror für möglich gehalten hätte. Und sicherlich hat er sich die politische und demokratisch-soziale Herrschaft des Vikars von Rom nicht so vorgestellt, wie sie praktisch zu seinen Lebzeiten bestand. Einen scharfen Geschmack davon kann man ja durch die oft geradezu erschütternden Sonette von Belli bekommen. Gleichheit von französischem Sensualismus und engem Dogmatismus, glaubte er an eine Art Verwirklichungsmöglichkeit des Reiches Gottes auf Erden. Möglicherweise war seine Vermischung von Philosophie und Geschichte ein fruchtbarer Irrtum? Was er für die Gemeinschaft forderte, war freilich etwas, das nur individuell möglich und nötig ist. Das ist ja wohl gewiß, daß, wer ans Gottes-

reich glaubt, dazu hilft, ihm eine approximative Verwirklichung auf Erden zu besorgen.

Immerhin waren die Zeiten der Scheiterhaufen vorbei, und so vermochte es Gioberti mit Anstand zu ertragen, als er zuerst teilweise und dann ganz und gar auf den Index kam. Mit dieser Frage beschäftigt sich G. Bortolaso S. J. in «La Civiltà Cattolica» (2468). Je älter Gioberti wurde, wenn er auch im ganzen nur 51 Jahre alt geworden ist, desto mehr geriet er mit der Kirche und ihrem Dogma in Konflikt, ganz abgesehen davon, daß ihm seine Verbindung mit der «Giovine Italia» eines Giuseppe Mazzini übel vermerkt wurde. Er war eben, trotz aller vermeintlichen Gegnerschaft, wenn irgend einer, ein Mann des italienischen Risorgimento, dieser glutvollen und frühlingshaften geistigen Bewegung, die den Alten im Umkreis des Schlüsselgewaltigen nicht im geringsten behagte. In seiner, wenn ich nicht irre, posthumen «Protologia» sagt er: «Der Mensch existiert in Gott. Das Wesen enthält das Seiende; die Geschöpfe kehren zu Gott zurück; sie sind begonnene und virtuelle Gottheiten; der virtuelle Pantheismus ist wahr; nur der aktuelle ist falsch.» Mit diesen mächtigen Feststellungen, deren Wucht man sich nicht leicht entziehen kann, verwickelt er sich selbstverständlich im Sinn der petrinischen Kirche in einen bedenklichen Immanentismus und verkennt — tut er es wirklich? — die Distanz zwischen Gott und Geschöpf. Schließlich erklärte er den Katholiken ganz und gar als frei, sich selber seine Kirche, seinen Gott, sein Dogma zu schaffen, und billigt dem Menschen eine naturgegebene Fähigkeit zu, Gott zu erkennen. Es geht zuletzt so weit, daß er, der den Papst als Priesterkönig über alle vorgeschlagen hat, erklärte: «Der Papst ist unnötig. Mag er denn als Bewirker sein, wenn es euch gefällt, aber nicht als Erinnerung. Bewahrt ihn als ein Denkmal. Seid pietätvoll mit dem Papst, wie ihr es seid mit den antiken Bildsäulen und den ägyptischen Kolossen.» So schreibt er in seinen Erinnerungen. Und zu einem Bekannten bemerkte er einmal: «Mein Katholizismus ist nicht Roms offizieller Katholizismus.» Man sieht: er war ganz einfach ein kluger Rebell, wie es in neuerer Zeit ein Buonaiuti gewesen ist. Und als die Kirche seine Werke verdammte, unterwarf er sich keineswegs, sondern meinte — im Unterschied zu dem klugen Buonaiuti, der immer wieder, wenn auch vergeblich, Frieden mit der Kirche zu machen suchte — geradezu brutal, das Ganze errege ihm Uebelkeit und Gelächter. So war Gioberti.

Antonello Zeitungen, Zeitschriften, Plakate, eine hübsche rote Briefmarke, alle mahnen den abendländischen Kunstliebhaber, nach Messina zu gehen und die jetzt in einer einzigartigen Ausstellung gesammelten Werke jenes Antonello aus Messina zu betrachten, neben dem überhaupt kein anderer sizilianischer Künstler jener Zeit zählt und der den größten Quattrocentisten des italienischen Festlandes, einem Piero della Francesca, einem Botticelli, einem Carpaccio ebenbürtig, wenn nicht überlegen gewesen ist. Welch eine Gelegenheit, mindestens zwanzig, vielleicht sogar beinahe dreißig eigenhändige Werke des durch sein versonnenes Leuchten stets wie eine geheimnisvoll platonische Rückerinnerung an eine höhere geistige Heimat anmutenden Meisters beisammen zu sehen! Lebhaft entsinne ich mich, als Sekundaner der Dresdener Kreuzschule vor dem völlig in ein inwendiges Leben entrückten Sebastian des Antonello im Zwinger vielleicht zum erstenmal im Leben gespürt zu haben, was große Kunst in uns anzurühren vermag. Aber dieser Sebastian, von dem ich mir denke, daß er vielleicht die merkwürdige und etwas verstiegene französische Dichtung von D'Annunzio ver-

anlaßt haben mag, fehlt auf der Schau in Messina. Er ist im skythischen Dunkel verschwunden. Vielleicht wird es dort einst heißen, daß Antonello eigentlich ein Russe sei und die Oelmalerei erfunden habe. In «Oggi» (IX, 18) zerfliest ein Kritiker die hübschen Geschichten, die Vasari über Antonello und seine angeblichen Beziehungen mit Jan van Eyck erzählt, der ja schon gestorben ist, als Antonello noch ein kleiner Junge war. Es ist vor allem die Geschichte mit der Oelmalerei, deren Geheimnis er von dem Niederländer erfahren haben soll, während sie doch ein längst bekanntes, nur damals die meisten nicht interessierendes Geheimnis war. Antonello, der noch nicht fünfzigjährig an der Schwindsucht starb, war als etwa Fünfundvierzigjähriger nachgewiesenermaßen in Venedig, wahrscheinlich aber, ohne daß man es nachweisen kann, schon viel früher und wohl oft im orientalisch weltweiten Dunstkreis dieser merkwürdigsten der Städte, um geistig und künstlerisch Venezianer zu werden, also vor allem Meister der Farbe, innigst verwandt den Muranesen, den Bellini, den Carpaccio, der klaren, versonnenen Stille der «Sacra conversazione», welcher noch ein Giorgione alles zu verdanken hat, nämlich einer Art Ueberwirklichkeit, zu welcher in Italien eigentlich nur die Venezianer zeitweise gelangt sind, wie etwa gleichzeitig die Chinesen und zweitausend Jahre früher die Griechen. An den Bildnissen des Antonello kann man es erleben, wie etwas zugleich ganz nahe und ganz fern sein kann und daß es eine Sinnlichkeit des Geistes gibt. Wie wundervoll könnte sich die verworrne und verquälte Kunstbemühung unserer Zeit im Jungbrunnen dieser sinnklaren Ueberlieferung erfrischen und erneuern, wenn sie einsehen wollte, daß wir nur jung als Schöpfer sein können, wenn wir uns gleichzeitig nicht weigern, uralt zu sein und die Geisteskräfte und Erfahrungen der Ahnen dankbar in uns weiterwirken lassen!

Das Wahlgesetz Das neue italienische Wahlgesetz, welches die Democristiani mit unendlicher Mühe durch die vom Toben der Opposition in allen Fugen krachenden Kammern durchgepeitscht haben, macht vielen Pein, nicht am wenigsten den Erfindern dieses Gesetzes selbst, das dem mit mindestens 50 Prozent aller Stimmen plus einer gewinnenden Sieger zwei Drittel der Sitze schenkt. In ihren Wahlreden kommen die Kandidaten der Mitte immer wieder auf den präsumptiven Segen dieses Gesetzes zu sprechen, wie um das eigene Unbehagen zu übertönen. Gewiß, es ist kaum zu fürchten, daß die Opposition durch einen fulminanten Wahlsieg in den Genuß der Vorteile des Gesetzes gelangen wird. Aber es ist keineswegs sicher, daß die Mittelparteien den erhofften, über 50 Prozent der Stimmen aufzeigenden Erfolg erringen werden. Und wenn sie ihn erringen, kann ihnen der nach einem anderen Wahlmodus zusammenzustellende Senat erst recht unangenehm werden, weil vermutlich dann die Mehrheit der Deputiertenkammer stets im eigenen Herzen mit einem dem Geist der Demokratie irgendwie entgegenen Gesetz und mit den aufsteigenden Gefühlen der, sagen wir, virtuellen Illegalität zu kämpfen haben wird, wie einst die römischen Imperatoren, die ganz genau wußten, daß sie Fremdkörper in der Struktur der römischen Republik waren und blieben. Ein so redlicher und aufgeschlossener Mann der geistigen Mitte wie Carandini, der bekannte Diplomat und Föderalist, gibt diesen Gefühlen denn auch Ausdruck (allerdings stilistisch etwas bleiernen und verklausulierten Ausdruck) im Leitartikel von «Il Mondo» (V, 17) und fürchtet, daß die Mitte den zu erwartenden Drohungen von links und rechts her einen nur unsicheren und zusammenhangslosen Widerstand entgegenzusetzen haben wird. Warum das? Nun, wohl aus den oben genannten Gründen. Die Prämie

ist nun einmal au fond undemokratisch. Sie schmeckt nach autoritärem Regime. Man fragt sich, warum die Democristiani diese ganze leidige Geschichte nötig gehabt haben, bei ihrer doch numerisch so stark gewesenen Stellung, im Vergleich zu der diejenige eines Adenauer schwach sein würde, wenn nicht Adenauer die eigentlichen Kräfte aus seiner eigenen Person bezöge. Man kann sich der Erwägung nicht verschließen, daß der Regierungsmehrheit in Italien oft die Entschlußkraft gefehlt hat, der Opposition gegenüber die Gesetze in Anwendung zu bringen, wenn diese Opposition Handlungen beging, die auch ohne juristische Drehs als staatsgefährlich und hochverräterisch zu bezeichnen waren und sind. Wie oft durfte man wirklich sagen: «videant consules ...» und tat es nicht!

Rolf Schott

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Ueberwindung des Existentialismus Seit etwa zwei Jahren hat das Bedürfnis, das Nichts des Existentialismus zu überwinden, die Sinne für dichterische Aeußerungen und sozialpsychologische Einsichten geschärft, die zum *Problem einer Ueberwindung des Existentialismus* einen Beitrag versprechen. Otto Friedrich Bollnow, der Philosoph der Mainzer Universität, hat die Ueberwindung der Daseinsnot bei Rilke als erster erkannt und in seinem «Rilke»¹ das Rilkesche Glück, als Möglichkeit Gott zu finden, den rückwärts gewandten Elegien gegenübergestellt. Damit führt Rilke, der mit seinem Werk, vom Malte bis zu den Elegien, der Dichter der existentialen Angst gewesen ist, über sich selbst hinaus und wird zum Zeugen eines neuen Heils nach seiner gewiß nur fragmentarisch gelungenen Ueberwindung seiner Lebensnot.

Diesen «Rilke» und seine fruchtbaren, aus der Rilke-Erfahrung nicht mehr zu eliminierenden letzten Seiten des Buches muß man den existentialistischen Untersuchungen voraussetzen, die Professor Bollnow in einigen Zeitschriften veröffentlicht hat. Gerade diese Voraussetzung gibt seinen Untersuchungen über das Problem der Ueberwindung in *Universitas* (5) einen besondern Gehalt. Es ist zu verstehen, daß Bollnow weitere Zeugnisse der Ueberwindung sucht, die, wie jede echte Dialektik, das Gewesene nicht antithetisch aufhebt, sondern in die Synthese hinüberführt und bewahrt. Bollnow anerkennt den philosophischen Ernst der existentialistischen Bewegung als Ausdruck unserer Krise, nicht aber als Mittel, sie zu lösen. Der Existentialismus entsteht in einer Welt, die ihrer geistigen und religiösen Fundamente beraubt ist und auf das Bewußtwerden des Preisgegebenseins mit Angst reagiert. Der Mensch hält dieser Angst im Existentialismus stand, er übersteht die Zerreißprobe, wie Rilke, wenn er einen Halt gefunden hat. Der innerste Kern des Menschen bleibt unberührt und unabhängig von der äußeren Welt. Der Mensch ergreift sich selbst im unteilbaren Vorgang des Absoluten und kommt zu seiner Selbsterfahrung, die ihm logische Deduktionen nicht vermitteln können. Kann aber der Mensch in einem logischen Zustand bestehen, in dem er außerhalb seines eigensten inneren Kerns kein verlässliches Sein mehr anerkennt? Entweder gibt es kein sinnvolles Dasein mehr, oder die Not erzwingt die Ueberwindung der Beschränkung auf sich selbst und hebt den Existentialismus in seiner modernen Form auf.

Die Einsamkeit können wir nur sprengen, wenn wir von unserer Ungeborgenheit zu einer neuen Geborgenheit gelangen, das Vertrauen zur Wirklich-

¹ W.-Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.

keit zurückgewinnen. Das *Seinsvertrauen*, die *Seinsgläubigkeit*, ohne konfessionelle Bindung, geht der eigentlichen religiösen Erfüllung voraus. Das *Seinsvertrauen* gehört zu den Vorbedingungen unseres Lebens. Welche Bedeutung es für das Kind hat, stellte *Alfred Nitschke* in der *Sammlung, Herbert Plügge* in einem erschütternden Beitrag *Ueber suizidale Kranke in Psyche*, einer Zeitschrift für Tiefenpsychologie und Menschenkunde in Forschung und Praxis (V/7), dar. Er behandelt die Frage der *Hoffnung* und die existentielle Ursache des Selbstmordes in den Fällen, da Leben ohne Hoffnung unlebbar wird.

Bei einer großen Reihe von Krankengeschichten — wie man die Geschichten der *Selbstmordversuche* bezeichnen kann — stehen nicht die in der populären Vorstellung vom Selbstmörder prävalenten Motive: Hunger, Kriegserlebnisse, soziale oder familiäre Not, unheilbare Krankheit an erster, sondern ziemlich an letzter oder später Stelle. Führend in der Selbstmordstatistik Europas sind die *Schweiz* und *Schweden*; die Selbstmordjahre liegen vorwiegend unter 45. Gemeinsam ist in der Mehrzahl der Selbstmorde — eine Analyse der Selbstmordversuche ist allein möglich — die Dürftigkeit der psychischen Struktur. Es fehlt dem Unglücklichen das von *Pascal* dem *néant* gegenübergestellte anthropologische Heilmittel, das Bewußtsein, der Sinn für *l'Infini*. Dieses Unendlichkeitsgefühl erscheint dem Menschen in der Maske der *Hoffnung*: «Im Zusammenbruch der gemeinen Hoffnung kann die *fundamentale Hoffnung* aufleuchten, die das Welthafte und das Subjekt transzendent. Diese *fundamentale Hoffnung* läßt sich nicht psychologisch rubrizieren, weil sie kein psychologisches, sondern ein anthropologisches Faktum ist. Sie ist im strengen Sinn nur erfahrbar; und... am überzeugendsten erfahrbar im Zustand der gemeinen Hoffnungslosigkeit... Die Erklärung dafür, daß wir nach der Erfahrung der völligen Absurdität dieses Daseins, nach der Erfahrung der Frustration als Charakter unserer innerweltlichen Existenz, in der extremen Bedrohung unserer Leiblichkeit, in der Gewißheit unseres Untergangs oder auch des Untergangs eines unser Dasein beherrschenden Wertes, nicht Suizid begehen, ist der Beweis für einen uns haltenden, unsere innerweltliche Existenz transzendernden Bezug... Das ganze Werk *Kafkas* läßt sich ohne Zwang als eine große Konfession betrachten mit dem Inhalt, daß nur in der Erfahrung des Absurden, in der letzten Frustration, die *fundamentale Hoffnung* erfahrbar werden kann.» Wie sehr die *fundamentale Hoffnung* das letzte Wort *Kafkas* ist, wurde *Max Brod* so viele Jahre nicht geglaubt, bis jetzt die Tagebücher und der eben erschienene neue, überreiche Nachlaßband *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande*² *Kafka* in Parallele zu *Rilke*, aber ohne dessen Aesthetizismus, als Helden überwundener Nöte glorreich offenbart.

Die Schrumpfung der *fundamentalen Hoffnung* (*Herbert Plügge* hat dieses erhebende Wort geprägt), die zu ihr gehörende Stagnation des Lebens, der Zustand der Leere, die Ennui, verkleidet in Sünden und Perversen, bringen jene Vereinzelung hervor, die man als existentielle Selbstmordmotive bezeichnen kann. Fürchterliche Kriegs- und KZ.-Leiden führen seltener zum Selbstmord als kleine Enttäuschungen, Gram, Kränkungen in der wiedererrungenen normalen Existenz. Warum? «Es gehört offenbar zum Wesen des Menschen, daß er grade dann, wenn er nicht von außen bedroht ist, sich selbst, von sich selbst aus, in Gefahr bringen kann, ja unter Umständen sich selbst dann umbringen muß. Grade wenn sein Leben auf der Vitalstufe von außen ermöglicht wird, fragt er, wie er eigentlich ‚leben könne‘. Dieser Sachverhalt erweist sich als für den Menschen spezifisch. Es gehört zu seinem

² S.-Fischer-Verlag, 456 S.

geistig bestimmten Sein, sich selbst in Frage zu stellen... Es zeigt sich hier ein Schisma, das das faktisch biologische Leben, das durchaus ‚möglich‘, ja gesichert sein kann, von einem, von seinem Träger gesondert behandelten, gesondert gelebten, ‚eigentlichen‘ Leben, das ihm ‚unmöglich‘, nicht mehr vollziehbar erscheint, und das er vernichten muß, trennt... Der extremen Beherrschung der biologischen Gegebenheiten des menschlichen Daseins entspricht die extreme Ohnmacht des Menschen, sich selbst zu verstehen, seine abundante Ratlosigkeit, und die kurzschlüssige Art, mit der er sich in Frage stellt.» Interessant ist, daß allgemein der Prozentsatz katholischer Selbstmörder der niedrigste ist; erklärt er sich durch einen reicheren Besitz an fundamentaler Hoffnung, ist sie es, die das große Konvertitentum der letzten Jahrzehnte herbeigeführt hat?

Mit dem Besitz der Hoffnung ist die neue Geborgenheit des Menschen gegeben, die Rilke in den späten Versen reiner Ueberwindung faßt: «Alles atmet und dankt. / O, ihr Nöte der Nacht, wir ihr spurlos versankt.»

Für diesen neuen Positivismus sucht Otto Friedrich Bollnow weitere Zeugen, und er glaubt sie sogar zwiefach gefunden zu haben. In einem Aufsatz *Friedrich Georg Jünger — Werner Bergengruen / Zwei Dichter der neuen Geborgenheit*, den er in der von Hans Joachim Schoeps herausgegebenen Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (III, 3) veröffentlichte — er wirkt im Herausgeberkollegium mit —, verzichtet er darauf, beide Namen durch «und» zu verbinden, denn es besteht zwischen ihnen keine Verbindung, da sie parallel und unabhängig voneinander eine für die Weltorientierung unserer Zeit symptomatische Wendung vollzogen haben. Der philosophischen Aufmerksamkeit Bollnows sind zahlreiche Verse nicht entgangen, die die neue Erfahrung beider Dichter belegen soll; aber ich finde nur in einem von ihm zitierten Prosawort Jüngers den Ausdruck der neuen Geborgenheit. Es ist mehr ein philosophisch-historischer Kritizismus, der die Wendung mit dem Wort begründet: «Nur dort, wo der Grund wankt, wächst Grund an, und nur am Unsicheren bewährt sich die Sicherheit des Menschen.» Die künstlerische Erlebnisform dieses neuen Zustandes ist aber in fast allen Proben dieser Abhandlung schwach, und wenn damit kein Wort gegen *F. G. Jünger* oder *Bergengruen* gesagt sein soll, da die Zitate nur thematische Illustrationen liefern, so kann ich doch eine dichterische Ueberwindung der existentiellen Not, die über Rilke und Kafka auch nur thematisch hinausreicht, in keinem bemerken. Dennoch ist ein neuer Positivismus unverkennbar im Kommen, und die von Bollnow sorgsam bemerkten Motive, wie die der Zeiterfahrung, des Raumbewußtseins, des Kreises, der Ewigen Wiederkehr (die auch Metapher der Sinnlosigkeit ist), des Dauerns, der Einheit, des Ursprungs, der Getrostetheit, weisen auf eine in sich gefügte Weltanschauung hin; sie hätte in beiden Fällen die Bedeutung einer symptomatischen Wende, soweit man von ihr bei einem katholischen Autor wie Bergengruen überhaupt sprechen kann.

Eine Gegenüberstellung von echtem und falschem Existentialismus gibt Professor Dr. Heinrich Barth in *Reformatio*, Zeitschrift für evangelische Kultur und Politik (I, 2), Gelegenheit zu klärenden Formulierungen. Barth legt einen besonderen Akzent auf die große Selbstbescheidung echter Existenzphilosophie, da jedes Nachdenken über das eigene oder das fremde Sein nur ein «Nach-Denken», ein «Nach-Sehen» erlaubt und eine unüberschreitbare Distanz zwischen vollführtem und re-flektiertem Sein den Menschen von der Realisierung seines Vorhabens, von der philosophischen Erfassung seines Vorhabens trennt. Die Existenzphilosophie kann das Sein beschreiben, aber weder zurückrufen, was echtes Sein gewesen ist, noch gedachte Seins-

wahrheit in das Sein einführen. Diese Diskrepanz trennt den «Weisen», der vorgibt seine *Weisheit zu leben*, vom Religiösen. Die Existenz kann aber nicht zum Gegenstand einer Lehre vom Seienden werden: «Existenz darf uns nie und nimmer vor Augen stehen als ein ontischer Sachverhalt oder als ein Komplex von Sachverhalten, mögen sie in noch so abgründlicher Tiefe aufgedeckt werden... Die menschliche Existenz existiert in einer Grundfrage, in der es darum geht, ob sie ‚in der Wahrheit steht‘ oder der Unwahrheit anheimfällt. Daß die Existenz in der Wahrheit existiert, dies ist es, worin ihr eigener, ursprünglicher Sinn beschlossen ist.»

Das Letzte, das in der menschlichen Existenz auf dem Spiele steht, macht aber auch ihre Würde aus. Wird die menschliche Existenz auf ein begrenztes Prinzip beschränkt, «auf ein Prinzip, das als ein Vorletztes jederzeit überboten werden kann», dann kann die Existenz in der Wahrheit keine ernstzunehmende Bestimmung mehr sein. *Beschreibende Anthropologie*, die begrenztes Dasein darzustellen behauptet, weist keine Bestimmung des Menschen mehr auf. Eine wahrhaft persönliche Existenz — und das ist das Hauptpostulat, das der Basler Autor an echten Existentialismus stellt — kann nur durch eine übergreifende, transzenderende Sicht menschlichen Seins einsichtig werden. Dieses *Uebergreifende* hat für die Philosophie der Existenz ihre unvergleichliche Bedeutung. Wo diese Philosophie am individuellen Sein des Menschen kein Interesse mehr nimmt, kann sie die Anteilnahme am ‚Einzelnen‘ nicht mehr begründen. Sie wird dann über die Auseinandersetzung des Einzelnen mit seiner Zeitgeschichte hinwegsehen und eben dadurch den Einzelnen verfehlen. Im Raum des *biblischen Wortes* vollzieht sich eine Begegnung mit der Existenz, die der existenzphilosophischen Einsicht weit voraus ist. Daher macht Existenzphilosophie nur einen Sektor wirklicher Erkenntnis gegenwärtig. Zwischen dem biblischen und dem philosophischen Wort steht aber — und das wäre hinzuzufügen — das *dichterische*, das kein bloßes «Nach-Denken», kein bloßes «Nach-Sehen» ist, sondern über eine Gegenwärtigkeit verfügt, in der Existenz im höchsten Maße enthalten bleibt.

Daß die Diskrepanz zwischen dem Sein und seiner Erscheinung im Nach-Denken, Nach-Sehen auch den existentialistischen Denker selbst stigmatisiert, hat Heidegger gegen sich selbst erwiesen. Der Existentialist, dessen Seinsdeutung sein eigenes Sein vor einem bloßen Verhandensein, noch dazu zu einem höchst kompromittierenden, nicht bewahren konnte, ist mit seinem eigenen Denkmaterial von Karl Löwith in einer seit dem Erscheinen in der *Neuen Rundschau* (LXIII, 1) berühmt gewordenen Essay *Martin Heidegger: Denker in dürftiger Zeit* kritisiert worden. Löwith erspart es sich und Heidegger, auch noch daran zu erinnern, daß der Existentialist als Rektor seinem Lehrer Husserl die Benutzung der Universitätsbibliothek verbot; die «Herrlichkeit» des deutschen «Aufbruchs», die «existentialistische» Deutung eines Landsknechts wie Schlageter, die Traktierung des «Wehrdienstes des Geistes», die Ineinanderblendung der Seinsterminologie mit der des Nazismus produzierte, um ein Wort aus der *Dritten Walpurgsnacht* von Kraus³ zu zitieren, den «Irrnationalismus», den «Irrationalsozialismus», und deckte die Folgenlosigkeit des bloßen Philosophierens auf, während das wahre Dichten in sich und an sich Folge hat. Daher offenbart die Befragung des Dichterischen, die Heidegger zu einer hohen Interpretationskunst entwickelt hat, Existentielles, in dem Sein und Denken so identisch sind wie Schicksal und Wort bei Hölderlin. Seine Geborgenheit im Wahnsinn ist noch immer das letzte Transzenderieren der zugänglichen heutigen Erfahrungen.

Felix Stössinger

³ Kösel-Verlag, München.

**Diese Seite stand nicht für die
Digitalisierung zur Verfügung**

**Cette page n'a pas été disponible
pour la numérisation**

**Questa pagina non era a
disposizione di digitalizzazione**

**This page was not available for
digitisation**